



Brigitte Boothe

Das erzählende Ich

Professorin Brigitte Boothe ist Psychoanalytikerin und Psychotherapeutin. Vor ihrer Emeritierung im Jahr 2013 bekleidete sie den Lehrstuhl für Klinische Psychologie am Psychologischen Institut der Universität Zürich, Abteilung Klinische Psychologie, Psychotherapie und Psychoanalyse.

Marita Fuchs

Kurfürst Carl Theodor von der Pfalz liess im 18. Jahrhundert im süddeutschen Schwetzingen einen bezaubernd schönen Schlossgarten anlegen. Die Verbindung aus Geometrie und landschaftlichem Stil gehört zu den Meisterwerken europäischer, barocker Gartenkunst. Hier, zwischen Lauben, gestutzten Heckenwegen, wasserspeienden Brunnen mit Nymphen und Seepferden, zwischen Apollo- und Minervatempel war Brigitte Boothe zuhause. Nah an der elterlichen Wohnung lag der Schlossgarten, er war ein wunderbares Reich für Kinder, die hier spielten. «Noch heute taucht der Garten und seine Skulpturen als Kulisse in meinen Träumen auf», sagt Brigitte Boothe.

Die Psychoanalytikerin und Psychotherapeutin war bis zu ihrer Emeritierung im Jahr 2013 Lehrstuhlinhaberin für Klinische Psychologie, Psychotherapie und Psychoanalyse an der Universität Zürich. Ihre Forschung umfasst die vielfältigen Aspekte psychischer Entwicklung; und mit ihrer systematischen Interpretation von Erzählungen, Wünschen und Traumgeschehen brachte sie neue Impulse ans Psychologische Institut. Im Wintersemester 1999/2000 lancierte Brigitte Boothe eine viel beachtete interdisziplinäre Vorlesungsreihe «Der Traum – 100 Jahre nach Freuds Traumdeutung» und veröffentlichte ein Jahr später ein Buch zur Traumdeutung. «Der Träumer oder die Träumerin berichtet einen Traum, und das ist eine besondere und unverwechselbare Art, sich mitzuteilen und den andern einzubeziehen», schrieb Brigitte Boothe in einem Artikel zur Vorlesungsreihe.

Psychoanalytiker und -analytikerinnen wie Boothe widmen sich dem Erzählen und den Träumen ihrer Patientinnen und Patienten mit Interesse. Das tut Brigitte Boothe auch heute noch. Seit ihrer Emeritierung arbeitet sie zusammen mit ihrem Mann sowie einigen Kolleginnen und Kollegen in einer psychoanalytischen Praxis an der Rämistrasse in Zürich. Psychologische Beratung und Coaching, Psychotherapie, Psychoanalyse, Supervision, so steht es auf der Website. Hier, in ihrem grossen Praxisraum, treffe ich auf eine schlanke aparte Frau, Jahrgang 1948. Brigitte Boothe ist zugewandt und offen, mit einem kleinen Schalk in den Augen. Komisch ist es ja schon, dass für heute einmal die Rollen verkehrt sind. Sie ist als Therapeutin in der Regel die ZuhörerIn, jetzt erzählt sie selbst. Auf die

Frage, ob sie ihre eigenen Träume aufschreibe und ein Traumtagebuch führe, schüttelt sie den Kopf. Nein, sie habe bisher insgesamt etwa zehn Träume aufgeschrieben. Ab uns zu lese sie sie wieder und – entdecke immer wieder etwas Neues darin.

Kind ohne Vater

Ihre Kindheit verbrachte Brigitte Boothe in Schwetzingen in der Nähe von Heidelberg. Die Atmosphäre der Fünfzigerjahre prägte das Leben. Man war katholisch oder reformiert, blieb aber strikt getrennt. Man heiratete, blieb zusammen, es kamen Kinder. Aus diesem Schema brach ihre Mutter aus, aber eher unfreiwillig. Sie heiratete früh, die Tochter Brigitte kam auf die Welt, kurz danach trennten sich die Eltern. Die Befreiung aus dem elterlichen Milieu wollte damit für die Mutter nicht recht gelingen. Sie blieb im Elternhaus und arbeitete als Buchhalterin im Betrieb des Grossvaters. Erst viel später heiratete die Mutter noch einmal. Der Grossvater war dominant, bestimmend, zuweilen cholerisch – ein Patron, nicht nur in der Firma, sondern auch im Haus. Die kleine Brigitte war viel in der grosselterlichen Wohnung, in der nicht nur die Grossmutter, sondern auch noch eine unverheiratete Tante, eine Schwester des Grossvaters, lebte. «Diesen Frauentyp gibt es heute gar nicht mehr», erzählt Boothe. Damals lebten viele Unverheiratete in den Familien ihrer Verwandtschaft – mit all den Konflikten, die das enge Zusammensein mit sich brachten. Vor allem für die Grossmutter war es schwierig – tägliche Machtkämpfe mit der Tante prägten den Alltag. Als einziges Enkelkind sei sie verwöhnt worden. «Ich war ein verträumtes, verspieltes Kind».

Schock und Schrecken der Jugend

Brigitte Boothe las viel, die Schule fiel ihr leicht. «Ich war eine durchschnittliche Schülerin.» Gut erinnern kann sie sich an die Lehrer des Gymnasiums. «Sie waren im Krieg gewesen. Wir Kinder spürten das Unverarbeitete ihres Lebens». Und dann gab es aber noch «das Fräulein Kuhn»; eine damals vierzigjährige Lehrerin, die mit Leib und Seele unterrichtete. Sie vermittelte die Liebe zum Latein und brachte ihren Schülerinnen das Theaterspielen bei. Brigitte Boothe begann sich für Politik zu interessieren, mit Freundinnen wurde über die so genannte «gelbe Gefahr» diskutiert. Der Kanzler der grossen Koalition, Kurt Georg Kiesinger, sagte damals im Wahlkampf: «Ich sage nur: China, China, China!» Das genügte, denn alle wussten, was der CDU-Politiker damit meinte: Die «rote Gefahr» wurde durch die «gelbe Gefahr» verstärkt. Mit dieser Angst verbanden sich Bilder von riesigen Aufmärschen. Es war auch die Zeit der Kubakrise, die Nerven waren angespannt, bis Nikita Chruschtschow nachgab und einen Atomkrieg verhinderte. Im Bücherregal ihrer Grosseltern entdeckte Brigitte Boothe noch als Kind ein auch mit Bilddokumenten ausgestattetes Buch über die Gräueltaten von Auschwitz, das Verstörung und Entsetzen auslöste. Wie in zahlreichen deutschen Familien waren das nationalsozialistische Regime und der Zweite Weltkrieg seinerzeit kaum Gesprächsthema.

Nach dem Abitur wollte sie an der Kunstakademie in Karlsruhe studieren. Sie zeichnete und malte gerne. Doch die Akademie nahm sie nicht auf. Das Zeichnen und Malen begleiten Brigitte Boothe aber ein Leben lang. Wenn sie Zeit hat, nimmt sie einen Stift zur Hand. Irgendwann will sie ihre Familie von damals malen: die Mutter, die Grosseltern, die Tante. Sie möchte die Atmosphäre aufs Bild bannen. Welche Bilder sie selbst gern betrachtet? «Vor allem Stillleben», sagt sie, auch wenn sie Nebenschauplätze der Kunst seien. Mit ihrer Arbeit als Psychoanalytikerin oder gar mit Selbstanalyse habe das eigene Malen nichts zu tun: «Das selbstvergessene Tun ist mir beim Malen und Skizzieren wichtig». Und in manchen Punkten sei eine psychotherapeutische Sitzung ähnlich wie eine Kunstbetrachtung: «Man entdeckt ja in dem, was Patienten erzählen, auch eine Form, die es in ihrer Struktur und Bedeutung zu erforschen gilt». Die Arbeit als Psychoanalytikerin bereite ihr eine ähnliche

Freude wie die Kunstbetrachtung, obwohl Effizienz und die praktische Hilfestellung in der Analyse eine ganz andere sei.

Herrliche Fülle an Stoffen

Wenn nicht Kunst, dann Literatur. Brigitte Boothe entschied sich, Philosophie, Literaturwissenschaft und Romanistik an der Universität Mannheim zu studieren. Sie erlebte das Angebot an Themen und Stoffen als «herrliche Fülle». Doch sich so ganz in Hölderlin, Kleist oder Rousseau zu vertiefen wäre gegen den Geist der 68er gegangen. Ihr Freund und erster Ehemann war politisch sehr aktiv, und auch sie meinte nun, sie müsse gegen die verstaubten Strukturen an der Uni demonstrieren und das Kapital von Karl Marx lesen. Doch weniger die Ökonomie, mehr die Philosophie war es, was ihr gefiel – die Auseinandersetzung mit Popper, Kant und Wittgenstein. 1971 legte sie ihr Staatexamen für das Lehramt ab und arbeitete anschliessend als Lehrerin am Gymnasium in Frechen, in der Nähe von Köln. Zusätzlich zur Arbeit an der Schule studierte sie in Bonn Psychologie und schloss mit dem Diplom ab. Gefiel ihr die Arbeit als Lehrerin? Brigitte Boothe neigt den Kopf, überlegt und lacht. Es sei nicht so spannend gewesen. «Ein Fräulein Kuhn» – so wie ihre frühere Lehrerin – wäre sie wohl nie geworden. Die Psychologie habe sie mehr interessiert.

1977 promovierte sie an der RWTH Aachen über Wittgensteins Philosophie. «Ich war diesem fragenden und experimentierenden Denken ganz verfallen», sagt sie. Vor allem Wittgensteins aphoristisches Schreiben faszinierte sie. Der Umgang mit der Sprache Wittgensteins legte wohl auch einen Grundstein für ihre spätere Forschung: Brigitte Boothe entwickelte eine Analyseverfahren, die es erlaubt, Erzählungen von Patientinnen und Patienten systematisch zu interpretieren.

Medizinisches Umfeld

Doch zuvor machte sie einen weiteren Schritt zu einer akademischen Karriere, die sie eigentlich so gar nicht angestrebt hatte. Mit der Dissertation in der Tasche und einem abgeschlossenen Psychologiestudium nahm sie 1979 eine Stelle als Mitarbeiterin am Klinischen Institut für Psychotherapie und Psychosomatik der Universität Düsseldorf an. Sie arbeitete am Lehrstuhl der Psychoanalytikerin Annelise Heigl-Evers, die massgeblich die Einführung und Entwicklung der Gruppenpsychotherapie in Deutschland beeinflusst hat. Boothe bewegte sich nun in einem Umfeld, das von der medizinischen Fakultät geprägt war. Vor allem das strikte medizinisch-hierarchische Denken war für sie ungewohnt.

Annelise Heigl-Evers hatte eine grosse medizinische Einrichtung mit breitem Angebotsspektrum zu leiten, intensive Aufbauarbeit voranzubringen und wissenschaftliche Projekte zu inaugrieren. «Das tat sie mit nie nachlassendem Engagement und bemerkenswertem Durchhaltevermögen, häufig auch gegen Widerstände und in Auseinandersetzung mit internen und externen Konflikten», sagt Boothe. Als Mitarbeiterin habe sie sich mit dem Anspruch auseinandersetzen müssen, sich gleichsam jederzeit für spontan wechselnde Zusatzaufgaben zur Verfügung zu halten und Lücken in Information und Orientierung zu verkraften. Vermutlich seien dies Erscheinungen, die zu vielen ambitionierten Einrichtungen und Betrieben gehörten und im heutigen Zeitalter totaler digitaler Erreichbarkeit eher zunähmen.

Sprache und Psychoanalyse

Am Institut hatte es die angehende Psychoanalytikerin häufig mit psychosomatischen oder unter körperlichen Symptomen leidenden Patientinnen und Patienten zu tun, die nicht gerne auf ihre

psychische Situation angesprochen wurden. «Sie erzählten jedoch spontan Ereignisse, bei denen es um ihren Körper ging», erinnert sich Boothe. Ihr fielen dabei ein paar Gemeinsamkeiten zwischen den Erzählungen und psychoanalytischen Grundgedanken auf: In beiden Fällen dreht sich die Rede um Konflikte beziehungsweise Komplikationen, denen sich der Erzählende stellen muss. Boothe als Germanistin war mit Erzählstoffen vertraut und verknüpfte in ihrer Habilitation beide Bereiche. Sie habilitierte 1988 über Sprache und Psychoanalyse. Psychotherapiepatientinnen und -patienten erzählen, um Leiden auszudrücken. Die Art und Weise, wie erzählt wird, lässt sich analysieren. Aus der Analyse können wichtige psychoanalytische Befunde destilliert werden: Es wird ersichtlich, mit welchen zentralen Wünschen, Ängsten und Abwehrmechanismen der Patient oder die Patientin umgeht.

Nach ihrer Habilitation bewarb sich Boothe auf die Stelle der Leiterin neuen psychologischen Beratungsstelle an der Universität Zürich. Warum Zürich? «Ich verband mit der Stadt Kultur und die wunderbaren Schriftsteller wie Keller, Frisch und Dürrenmatt. Und ich suchte eine neue Herausforderung», sagt Boothe. An der Universität Zürich lernte sie die Psychologie-Professorin Inge Strauch kennen, und von ihr erhielt sie einen entscheidenden Hinweis: Sie solle sich doch auf die frei werdende Professur von Ulrich Moser bewerben. Inge Strauch war eine renommierte Traum- und Schlafforscherin und Ulrich Mosers langjährige Kollegin an der Abteilung für Klinische Psychologie. Eine Stelle als Professorin hatte Boothe nicht angestrebt, aber sie bewarb sich und wurde 1990 als Professorin an die UZH berufen.

Narrative Psychologie

Zu einem ihrer grossen Forschungsprojekte gehörte die Analyse von Erzählungen in der Psychotherapie. Denn, wer von sich erzählt, gibt mehr als eine Geschichte zum Besten. Brigitte Boothe entwickelte ein hermeneutisches Verfahren zur diagnostischen Auswertung von Therapieprotokollen. Zusammen mit den Mitarbeitenden der Abteilung Klinische Psychologie, Psychotherapie und Psychoanalyse baute sie ihre Methode der Erzählanalyse aus und gab ihr den Namen «Erzählanalyse JAKOB». Damit wurden Erzählungen der Patientinnen und Patienten transkribiert und mit Hilfe eines Computerprogramms ausgewertet. Detailliert wurden die Erzählungen nach Subjekt-Prädikat-Verknüpfungen unterteilt und analysiert. Durch den Vergleich vieler Erzählungen konnten so die zentralen Befürchtungen und Angstvorstellungen herausgefiltert und die Konfliktstrukturen und Abwehrmassnahmen der Patientinnen und Patienten erschlossen werden.

Die systematische Erfassung des umfangreichen Erzählmaterials ermöglichten es der Forscherin, Modelle von Erzählerpersönlichkeiten herauszuarbeiten. Es stellte sich heraus, dass Patienten mit bestimmten Störungsbildern auf eine ganz spezifische Art und Weise erzählen. In die JAKOB-Erzählanalyse flossen auch freudianische Überlegungen ein, vor allem aus der Traumdeutung. Die Kodierung und Auswertung der Erzählungen wurde mit dem öffentlich zugänglichen webbasierten Analyseinstrument AutoJakob unterstützt.

Erzählen und Vertrauen

Die Arbeit am Psychologischen Institut sei damals von interessanten Individuen geprägt worden, sagt Boothe. «Es herrschte eine Atmosphäre von grossem gegenseitigem Respekt, intensivem fachlichen Kontakt und Freiheit.» Das habe sie sehr geschätzt. Als Frau sei sie immer akzeptiert worden. Ambitionierten Mitarbeitenden unterschiedlichen Lebensalters und mit unterschiedlichem berufsbiografischem Hintergrund, gerade auch Frauen, Chancen zur wissenschaftlichen Weiterentwicklung zu geben, war ihr eine besondere Freude.

Brigitte Boothe hat sich auch für die Weiterbildung stark gemacht. Sie übernahm die Leitung des Postgraduiertenstudiums für psychoanalytische Psychotherapie und begründete die postgraduale universitäre Weiterbildung «Psychoanalytische Gesprächsführung und Beratung», die sie gemeinsam mit Dr. Bruno Thomann leitete.

Die wissenschaftlichen Artikel und viel beachteten Bücher Brigittes sind nicht nur für Fachpersonen, sondern auch für ein breiteres Publikum interessant. So leistete sie einen Beitrag, der Psychoanalyse einen Platz im Alltag zu geben. Die Bücher zur Anatomie des Wunsches, zur Traumdeutung, über Moral als Gift oder Gabe oder zur Psychoanalyse und ihre Bildung fanden und finden ein breites Publikum.

Gegen Ende ihrer Professur an der UZH arbeitete Boothe an einem interdisziplinär ausgerichteten Nationalfondsprojekt über das Lebensende wissenschaftlich mit. Sie forschte in diesem Rahmen über Erzählen und Vertrauen. Es ging um imaginatives Erleben und symbolische Kommunikation in Todesnähe. «Sehr spannend», sagt Boothe mit blitzenden Augen.